

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Josh Sundquist ist Bestsellerautor, Motivations Sprecher und paraolympischer Skifahrer. Mit neun Jahren wurde ihm Knochenkrebs diagnostiziert, und sein linkes Bein musste amputiert werden. Drei Jahre später war er kuriert, und noch mal drei Jahre später fing er mit dem Skifahren an. Er hat Wirtschaftswissenschaften studiert und seinen Master in Kommunikationswissenschaften an der Universität von Südkalifornien erlangt. Zusammen mit seiner Frau lebt er in der Nähe vom Strand.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden sich auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

Josh Sundquist

*Liebe und der  
erste Blick*

Aus dem Amerikanischen  
von Claudia Max

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Kinder- und Jugendtaschenbuch  
Frankfurt am Main, Februar 2018

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Love and First Sight« bei Little, Brown and Company,  
Hachette Book Group New York  
© 2017 by Josh Sundquist

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7335-0358-1

# Kapitel 1

Konrektor Larry Johnston streckt mir die Hand entgegen.

Zur Info: Ich sehe es nicht. Ich höre das Rascheln seines Hemdärmels.

»Schön, dich kennenzulernen, William.«

Dann ist das Stoffgeräusch wieder zu hören – die Hand zieht sich zurück.

»Tut mir leid, das kannst du vermutlich nicht, oder? Vielleicht möchtest du mein Gesicht befühlen?«

Er packt meinen Arm und klatscht sich meine Handfläche gegen die Wange, ich verliere das Gleichgewicht und lande in der Moschuswolke seines Aftershaves.

»Wo beginnst du normalerweise? Augen? Nase? Mund?«

Bei jedem Vorschlag führt er meine Hand über sein Gesicht. Seine Haut fühlt sich wie Orangenschale an, rau und voller Aknenarben.

»Ich tue das eigentlich nicht«, erwidere ich und ziehe meine Hand weg. »Ich erkenne Menschen an ihren Stimmen.«

»Und ... außerdem ...«, füge ich hinzu. Ich kann nicht widerstehen.

»Ja?«, fragt er eifrig, er will alles richtig machen.

»Na ja, normalerweise berühre ich keine Gesichter, ich habe glücklicherweise einen besonders ausgeprägten Geruchssinn, mit dem ich die Pheromone einer Person wahrnehme. Unter dem Ohr sind sie am intensivsten, falls es Ihnen also nichts ausmacht ...?«

Ich halte mir den Zeigefinger vor die Nase.

Seine Aufregung lässt nach. »Oh ... dann möchtest du ... an meinem Ohr ... riechen?«

»Pheromone sind wie Gesichter für mich. Aber natürlich nur, wenn es Ihnen nichts ausmacht, Sir.«

»Nein, es macht mir überhaupt nichts aus. Ich bin bloß ... Es macht mir nichts aus, ich möchte dir natürlich gern behilflich sein.«

Er tritt nahe genug an mich heran, dass ich die Wärme seines Körpers spüren kann, ein Signal, dass er mir (a) die Story abkauft – das machen Leute, die sehen können, immer, die Idioten – und dass ich (b) die Sache weit genug ausgereizt habe. Ich will schließlich nicht ernsthaft meine Nase irgendwo in die Nähe von seinem alten Sack-Ohrenschmalz halten.

»Mr Johnston, das war bloß ein Scherz.« Ich hebe eine Hand, um ihn abzuwehren. Sie versinkt tief in Speckrollen, vermutlich um seine Körpermitte herum. Hoffe ich zumindest. »Ein Scherz, Sir. Ich möchte nicht an ihrem Ohr riechen.«

Als ich die Hand zurückziehe, überlege ich, ob sie auf seinem Schwabbel einen Handabdruck oder womöglich sogar

Fingerspuren hinterlassen hat. Angeblich passiert das, wenn man die Handfläche auf weiche Oberflächen wie Sand, Teig oder feuchte Farbe legt.

»Aha, okay, gut.« Er gibt ein gezwungenes Lachen von sich, das wie keuchender Raucherhusten klingt. »Ein Scherz. Klar. Sehr lustig.«

Mr Johnstons Stimme ist tief und quengelig. Wenn man genau hinhört, bekommt man mit, dass Stimmbänder unverwechselbare individuelle Tonvibrationen erzeugen. Stimmen sind die Fingerabdrücke der Laute.

»Wollen wir uns auf den Weg zu deinem ersten Kurs machen?«, fragt er. Er packt mich von hinten am Arm und fängt an, mich aus dem Sekretariat zu schieben. Bestimmt glaubt er, mir damit zu helfen, aber ich wechsele instinktiv die Position und fasse stattdessen ihn am Arm.

»Mir ist lieber, wir laufen so«, sage ich. Nun habe ich die Sache in der Hand. Ich kann jederzeit loslassen.

»Ja, gut, in Ordnung«, sagt er.

Da ich den größten Teil meiner sechzehn Jahre unter anderen blinden oder sehbehinderten Menschen verbracht habe, ist es das erste Mal, dass ich mich im Alltag gegen ungewollte Hilfe wehren muss. Zum Glück hat Mrs Chin es mich so oft üben lassen, dass es bei Mr Johnston ganz automatisch passierte. Der Hauptzweck dieses kleinen Armtauschs ist, dass ich nun das Sagen habe. Ginge es hier um eine Verabredung – kann ich jetzt eher der Versetzer sein als der Versetzte.



Ich habe die Horrorgeschichten gehört: Blinde, die an Straßenkreuzungen auf das Umschalten der Ampel warten, und plötzlich kommt ein wohlmeinender, aber nichtsdestotrotz nervender Fremder von hinten, packt sie am Arm und sagt (natürlich viel zu laut, weil sie immer glauben, wir wären auch alle taub): »KOMMEN SIE; ICH HELFE IHNEN!«, und dann schubst er den Blinden über eine Straße, die er gar nicht hatte überqueren wollen. Danach lässt der Fremde los und verschwindet im Nichts (»GERN GESCHEHEN!«) und lässt den Blinden hilflos an einer unbekanntem Straßenecke stehen.

Als ich ihm durch die Tür folge, spüre ich, dass sich der Bodenbelag ändert, es ist nicht mehr der Teppich in Mr Johnstons Büro, sondern der harte Fliesenboden des Gangs.

»Können wir am Eingang anfangen?«, frage ich. »Denn dort werde ich ja vermutlich jeden Morgen reingehen.«

»Bist du heute nicht von dort gekommen?«, erkundigt er sich.

»Doch, aber meine Mutter hat mich bis zu Ihrem Büro gebracht.«

»Ach so, dann stell dir einfach vor, dass du, statt ins Büro zu gehen, bis zum Treppenhaus in diese Richtung läufst, und schon bist du in deinem ersten Kurs.«

Er setzt sich in Bewegung, vermutlich auf besagtes Treppenhaus zu. Doch ich bleibe stehen und halte seinen Arm so fest, dass er stehen bleiben muss. (Und siehe da, mein Spezialgriff wirkt.)

»So funktioniert das nicht. Ich kann nicht ...« Ich rede nicht weiter.

Ich hasse Sätze, die mit »ich kann nicht« anfangen.

Aber da ich nun mal vollkommen blind geboren wurde, kann ich mir tatsächlich keinen Lageplan vorstellen und mir anschließend unterschiedliche Routen und Abkürzungen überlegen. Ich kann von A nach B laufen, ja, aber nur wenn ich mir eine Abfolge einpräge: Wie viele Treppenstufen ich nehmen und wann ich um die Kurve biegen muss und wie viele Stufen ich anschließend noch gehen muss. Ich bin in der Lage, wie ein Bluthund Gerüche zu erschnüffeln oder wie eine Fledermaus Laute zur Echoortung auszustoßen, mir jedoch eine neue Route mit Hilfe meiner Vorstellungskraft zu erschließen ist schlicht unmöglich.

»Hören Sie, Mr Johnston, können wir bitte einfach am Eingang anfangen? Das wäre entschieden einfacher für mich.«

»Bist du sicher, dass wir uns nicht um einen Vollzeitbetreuer für dich kümmern sollen? Der Staat würde die Kosten gern übernehmen –«

»Ich weiß, ich weiß, aber dafür habe ich ja nicht die Schule gewechselt. Mit einem Babysitter, der mich den ganzen Tag an der Schule herumführt, werden mich die anderen Jugendlichen hier nie für voll nehmen.«

Ehrlich gesagt geht es nicht nur um mein Image. Ich habe hierher gewechselt, weil ich beweisen will, dass ich selbständig zwischen Sehenden leben kann. Ich will nicht vom

Mitleid anderer abhängig sein. Ich will nicht *bedürftig* sein.

Als ich klein war, haben mich meine Eltern auf ein Internat für Blinde geschickt. Es war direkt nach dem *Vorfall* und »zu meinem Besten« und um mich zu »schützen«, blablabla. Aber wenn ich irgendwann meinen Traumjob kriegen und der Stevie Wonder des Journalismus werden will, wird das nicht innerhalb der Blindenblase – Entschuldigung, *unter Sehbehinderten* sein. Ich muss wie alle anderen sein.

Ich höre Mr Johnston seufzen. Doch als er spricht, liegt Mitgefühl in seiner Stimme, als sei er auch mal so jung gewesen, dass er sich um sein Image Sorgen gemacht hatte. Vielleicht tut er es immer noch. »In Ordnung, William, dann gehen wir zum Eingangportal.«

Er führt mich hin.

»Ich muss mich zuerst orientieren«, sage ich.

»Also, die Tür ist direkt vor dir, die Wand ist neben –«

»Nein«, erwidere ich und ziehe mein iPhone aus der Hosentasche. »Ich muss meine Position mit dem Kompass bestimmen.«

Meine Kompass-App erklärt mir, dass ich das Gebäude in westlicher Richtung betreten werde.

Alles klar: Westen. (Mal ernsthaft, wie sind Leute klargeworfen, als es noch keine sprechenden Smartphones gab?)

»Mr Johnston, gehen wir zum Englischkurs. Und laufen Sie bitte möglichst in einer geraden Linie und kündigen Sie an, wenn wir die Richtung wechseln.«

»Wird gemacht.«

Wir gehen zwölf Schritte nach Westen, dreiundzwanzig Schritte nach Süden, dann wenden wir uns wieder nach Westen. Mr Johnston erklärt mir, dass wir am Fuße einer Treppe stehen. Ich höre links und rechts von uns vorbeieilende Schritte, Schüler, die so schnell wie möglich zu ihrer ersten Stunde wollen.

Bis zu diesem Punkt habe ich meinen Blindenstock zusammengelegt in der Gesäßtasche gehabt. Ich muss ja nicht unnötig Aufmerksamkeit erwecken. Aber auf der Treppe wird mir der Stock ein sichereres Gefühl geben als der Konrektor, der in seinem ganzen Leben drei Minuten Erfahrung mit einem Blinden gesammelt hat.

Ich ziehe den Stock aus der Tasche und schnippe ihn mit einer kurzen Handbewegung auf. Angeblich sieht es aus, als würde ich ein Laserschwert aus *Star Wars* zücken. Mit der Beschreibung kann ich allerdings nicht viel anfangen.

Als ich die Hand nach dem Geländer ausstrecke, fasse ich stattdessen in etwas Weiches. Einen Körperteil. Brusthöhe. *Tittenalarm.*

»Oh, Entschuldigung, das tut mir SO leid, ich habe dich komplett übersehen«, sagt eine weibliche Stimme. Das sind die Vorzüge eines Blindenstocks: Man kann nicht nur ungestraft grapschen, das Mädchen geht auch noch davon aus, dass es seine Schuld war, und *entschuldigt* sich. Zufallsmädchen, ich kann dir versichern, es gibt nichts, was dir leidtun müsste. Ganz allein mein Fehler. Und mein Vergnügen.

»Kein Problem«, erkläre ich ihr. »Ich hab dich schließlich auch nicht *gesehen*.«

Sie lacht nicht. Sie ist bereits weitergegangen, ihre Schritte verlieren sich zwischen den anderen.

Ich hasse das. Also wenn ich merke, dass ich mit jemandem rede, der schon weg ist. Es ist, als wenn man jemandem eine lange Geschichte am Telefon erzählt und sich dann wundert, warum der andere schon lange nichts mehr gesagt hat, und irgendwann wird einem plötzlich klar, dass er aufgelegt hat.

Auf dem Treppenabsatz erklärt mir Mr Johnston, dass wir eine 180-Grad-Kurve machen und die nächste Treppe hochlaufen werden. Beim Hochsteigen halte ich mich mit einer Hand am Geländer fest, mit der anderen klemme ich mir den Blindenstock wie einen Bleistift zwischen die Finger und taste nach der nächsten Stufe. Im ersten Stock klappe ich den Stock zusammen und schiebe ihn wieder in meine Gesäßtasche. Der Jeansstoff ist an der Stelle, wo der zusammengeklappte Stock steckt, ausgeleiert. Zum ersten Mal frage ich mich, ob man die Beule sieht.

Die Schritte um uns herum prasseln wie ein heftiger Regenschauer. Während Mr Johnston mich auf dem überfüllten Gang achtzehn Schritte nach Osten führt, ruft er: »Aus dem Weg! Hier kommt ein blinder Schüler! Hier kommt ein blinder Schüler!«

Super, schönen Dank auch, Mr Johnston. Das trägt mir garantiert massenhaft Beliebtheitspunkte an meiner neuen

Schule ein. Meine Wahl zum Prom King ist so gut wie sicher.

Wir bleiben vor meinem Klassenzimmer stehen, damit ich die Route in mein Telefon diktieren kann (»Gebäude betreten, zwölf Schritte nach Westen, dann nach Süden wenden, dreiundzwanzig Schritte laufen ...«). Ich werde sie mir nach der Schule so oft von Siri vorlesen lassen, bis ich sie auswendig kann.

»Alle aufpassen!«, ruft Mr Johnston, sobald wir über die Schwelle treten. Seine Stimme klingt zufrieden, beinahe überrascht, dass sie einen schnatternden Raum zum Schweigen bringen kann. »Das hier ist Will, euer neuer Mitschüler. Er ist blind.«

Und als ob diese Erklärung noch nicht ausreichend wäre, fügt er zusätzlich eine hilfreiche Definition des Worts dazu: »Er kann nichts sehen ... überhaupt nichts.« Er hält kurz inne, damit allen das Gewicht meiner tragischen Situation bewusst wird. »Er hat ein schweres Leben. Bietet ihm bitte, so oft ihr könnt, eure Hilfe an, denn –«

»Ihnen ist bewusst, dass ich noch neben Ihnen stehe, oder?«, unterbreche ich ihn.

Prustendes Gelächter, Mr Johnstons Arm erstarrt unter meinen Fingern. Vermutlich ist es unklug, sich über denjenigen lustig zu machen, der einen führt, schließlich kann er mich einfach frontal gegen eine Wand laufen lassen. Aber echt jetzt, ich weiß auch ohne es zu sehen, dass sich der ganze Raum bei seiner Rede gewunden hat.

»Ja, William, ich – ich ...«, stammelt er.

»Hören Sie, tut mir leid, ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen«, erwidere ich. »Können Sie mich zum Lehrer begleiten?«

»Ich stehe genau vor dir, William. Oder ist dir Will lieber?«, fragt eine weibliche Stimme, vielleicht zwei Armlängen entfernt.

»Die meisten nennen mich Will«, antworte ich.

»Ich bin Mrs Everbrook. Ich übernehme dann mal, Larry.«

»Sehr schön«, sagt Mr Johnston. »William ... äh, Will, ich hole dich nach der Stunde ab und bringe dich zu deinem nächsten Kurs.«

Er schlurft hinaus.

»Es hat noch nicht geklingelt«, sagt Mrs Everbrook. »Ihr könnt also weiter unter euren Tischen Nachrichten schreiben, und ich werde so tun, als hätte ich nicht mitbekommen, dass ihr eure Handys nicht in den Spinden eingeschlossen habt.«

Im Gegensatz zu Mr Johnstons Stimme klingt ihre wie eine, der Leute zuhören.

»Will, direkt rechts von dir ist ein freier Tisch«, erklärt sie. Ich setze mich. Dann redet sie weiter. »Da man mir schon angekündigt hat, dass du in meine Klasse kommen würdest, habe ich bereits mit der Bibliothek gesprochen; sie können dir alle Bücher besorgen, die wir in diesem Halbjahr lesen werden. Was ist dir lieber – Braille- oder Hörbücher?«

»Braille, bitte. Und danke. Dass Sie mit der Bibliothek gesprochen haben, meine ich.«

»Gern geschehen. Wenn du sonst noch etwas brauchst, sag einfach Bescheid. Ich helfe dir gern. Ansonsten wirst du wie alle anderen behandelt. Das hier ist ein Vorbereitungskurs fürs College, ich erwarte also entsprechende Leistungen von dir.«

»Danke«, sage ich. »Das ist sehr nett von Ihnen.«

»Vielleicht änderst du deine Meinung, nachdem ich deinen ersten Aufsatz benotet habe. Nett zu sein hat mir noch nie jemand vorgeworfen. Aber ich gebe mir Mühe, alle fair zu behandeln.«

»Dann hoffe ich, dass diese Bitte Ihrem Sinn für Fairness entspricht: Ich tippe meine Notizen während des Unterrichts ins Handy, damit ich sie mir zu Hause vorlesen lassen kann. Ist das in Ordnung?«

»Ja, natürlich. Lass dich bloß nicht dabei erwischen, dass du während des Unterrichts Nachrichten an deine Freundin schreibst.«

*Wenn ich denn eine Freundin hätte, denke ich.*

Im Internat für Blinde war ich mit zwei Mädchen zusammen gewesen. Aber hier wird es anders sein. Eine Beziehung mit einem Mädchen ohne Sehbehinderung bedeutet, ihr zu Dank verpflichtet zu sein. Abhängig zu sein. *Bedürftig.*

»Oh, also keine Freundin, oder?«, fragt sie.

»Woher wissen Sie das?«

»Dass du nichts sehen kannst, hält dein Gesicht nicht davon ab, auszusprechen, was dir durch den Kopf geht.«

»Hmmm. Na ja, aber vorhin habe ich unten an der Treppe



ein Mädchen kennengelernt. Sie machte einen netten Eindruck.«

»Und sonst?«

»Sie hat sich auch tausendmal entschuldigt.«

»Ich wollte nichts über deinen Schwarm wissen, Will. Sondern, ob du noch irgendetwas brauchst?«

»Ich trage einen Ohrhörer.«

»Warum?«

»Mein Telefon liest mir alles vor, was auf dem Bildschirm steht – die Namen der Apps, die Menüpunkte, und so weiter. Durch den Ohrhörer kann ich alles hören, ohne die Klasse zu stören.«

»Erstaunlich! Aber es ist in Ordnung. Du kannst deine Hörer benutzen. Lass dich bloß nicht –«

»Lass dich bloß nicht dabei erwischen, dass du während des Unterrichts Musik hörst? Alles klar.«

»Ich wollte eigentlich sagen: nichts anderes als Country.«

»Wie?«

»Lass dich nicht erwischen, irgendetwas anderes als Countrymusik in meinem Unterricht zu hören.«

»Ich mag keinen Country, also werde ich wohl einfach Ihrem Unterricht zuhören.«

»Du gefällst mir, Will. Ich denke, wir werden ausgezeichnet miteinander auskommen.«

Das ist gut so, denn wie sich herausstellt, habe ich sie in der dritten Stunde gleich noch mal. Und dieser Kurs fängt mit einem fetten sozialen Desaster an.